

Übersetzung der Märchen aus der CD **The Piper and the Púca** von Gabriele Haefs

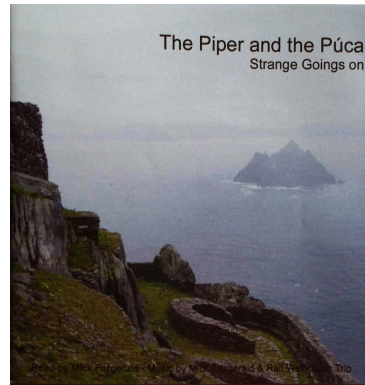
The Piper and the Púca

Strange Goings on

Read by Mick Fitzgerald

Music by Mick Fitzgerald & Ralf Weihrauch Trio

2013 Hidden Tracks & Gabriele Haefs



Inhalt:

1. **Der Pfeifer und der Púca** (The Piper and the Púca)
2. **Diarmid Bawn, der Dudelsackspieler** (Diarmid Bawn)
3. **Die wunderschöne Melodie** (The Wonderful Tune)
4. **Die Elfen in Schottland** (The Elves in Scotland)

Der Pfeifer und der Puka

In alter Zeit lebte in Dúnmór in Galway ein halb närrischer Mensch. Obwohl er die Musik sehr liebte, konnte er doch nichts weiter lernen als ein einziges Lied, und das war „Der schwarze Schurke“. Er bekam eine Menge Geld geschenkt von den feinen Leuten; denn sie hatten ihren Spaß an ihm. Einmal, am Allerheiligenfest, am 1. November, kehrte der Dudelsackpfeifer von einem Tanzlokal heim und war halb betrunken. Als er auf eine kleine Brücke nahe beim Hause kam, drückte er auf den Dudelsack und begann, den „schwarzen Schurken“ aufzuspielen.

Da schlich sich der Puka von hinten heran und warf ihn auf seinen Rücken.

Lange Hörner hatte der Puka, und der Pfeifer hielt sich daran fest. Dabei schrie er: „Du verwünschtes garstiges Vieh! Lass mich heim! Ich habe einen Penny für meine Mutter und sie braucht ungeheuer viel Schnupftabak!“

„Ach was! Kümmere dich nicht um deine Mutter“, sprach der Puka, „sondern halte dich fest! Wenn du fällst, brichst du dir das Genick mitsamt dem Dudelsack.“

Alsdann sagte der Puka zu ihm: „Spiel mir das Lied auf: 'Das arme alte Weib'.“

„Das kann ich nicht“, antwortete der Pfeifer.

„Lass dich das nicht kümmern, ob du's kannst“, versetzte der Puka. „Spiel auf, ich will's dir schon beibringen!“

Der Pfeifer zog den Wind in seinen Dudelsack und machte eine Musik, die ihn selbst in Staunen setzte.

„Auf mein Wort! Du bist ein feiner Musiklehrer!“, sagte der Pfeifer. „Doch nun sag' mal, wohin willst du mich eigentlich schleppen?“

„Im Feenhouse oben auf dem Cruach Phádraic gibt's heute noch ein Fest“, sprach der Puka, „und da soll ich dich hinbringen, um dort aufzuspielen. Ich gebe dir mein Wort darauf, du wirst belohnt für deine Müh.“

„Auf mein Wort, du sparst mir eine Reise!“, sagte der Dudelsackpfeifer. „Pater William erlegte mir eine Bußfahrt auf nach Patrics Hügel, weil ich ihm beim jüngstvergangenen Martinsfest einen weißen Gänserich stahl.“

Der Puka schleppte ihn über Berge und Moore, bis er mit ihm oben auf Patrics Hügel angelangt war. Dort nun stampfte der Puka dreimal mit dem Fuße auf und es öffnete sich eine große Tür. Sie traten in ein schönes Zimmer. mitten darin erblickte der Pfeifer einen goldenen Tisch und darum saßen Hunderte von alten Weibern.

Als der Puka mit dem Dudelsackpfeifer eintrat, erhoben sich die alten Weiber und sagten:

„Sei hundertmal willkommen, Allerheiligen-Puka! Wen bringst du mit?“

„Den besten Dudelsackpfeifer von Irland!“, sprach der Puka.

Eins der alten Weiber stampfte auf die Erde. Da öffnete sich eine Tür in der Seitenwand. Wen sah der Pfeifer da herauskommen? – Es war der weiße Gänserich, den er vom Pater William gestohlen hatte!

„Bei meinem Gewissen!“, sprach der Pfeifer, „ich selber und meine Mutter, wir aßen jeden Bissen von jenem Gänserich dort auf, außer einem Flügel. Den gab ich der Roten Marie. Und sie hat's dem Priester erzählt, dass ich ihm den Gänserich stahl!“

Der Gänserich schob den Tisch fort und der Puka sprach zum Pfeifer: „Nun spiele den edlen Damen auf zum Tanze!“

Der Pfeifer begann aufzuspielen und die alten Weiber begannen zu tanzen, und sie tanzten, bis sie erschöpft waren.

Dann sprach der Puka: „Nun lohnt den Pfeifer ab!“

Jedes alte Weib zog ein Goldstück heraus und reichte es dem Dudelsackpfeifer. „Beim Zahne des heiligen Patric!“, sagte er, „Jetzt bin ich reich wie der Sohn des Gutsherrn!“

„Komm nun“, sprach der Puka. „Ich will dich heimschaffen.“

Sie gingen hinaus, und als er sich auf den Puka setzte, um zu reiten, kam der Gänserich an und gab ihm einen neuen Dudelsack.

Der Puka war nicht lange unterwegs, so langte er mit ihm in Dúnmór an. Auf der kleinen Brücke setzte er den Pfeifer ab. Dann sagte er zu ihm: „Nun geh heim! Jetzt hast du zweierlei, was du vorher nicht besaßest: Verstand und Musik!“

Der Pfeifer kehrte nach Hause zurück, und indem er bei seiner Mutter an die Tür klopfte, rief er: „Lass mich ein! Ich bin so reich wie der Gutsherr! Und ich bin der beste Dudelsackpfeifer in Irland!“

„Betrunken bist du!“, sagte die Mutter.

„Ganz wahrhaftig nicht!“, erwiderte der Pfeifer. „Ich trank nicht einen Tropfen.“

Die Mutter ließ ihn herein, und er gab ihr die Goldstücke.

„Nun warte, bis du mich gehört hast, wie ich Musik mache“, sagte er.

Er blies den neuen Dudelsack auf. Aber statt Musik kam ein Gekreisch heraus, als ob sämtliche Gänse und Gänseriche von Irland zusammen spektakelten. Es jagte die Nachbarn aus dem Schläfe auf und sie belustigten sich über ihn, bis dass er den alten Dudelsack ansetzte. Damit machte er ihnen liebliche Musik. Danach erzählte er ihnen alles, was er in jener Nacht erlebt hatte.

Als die Mutter am andern Morgen nach den Goldstücken guckte, war alles Gold nichts als Laub von Kräutern.

Der Pfeifer machte sich auf und ging zum Priester, um ihm alles zu erzählen. Aber der glaubte ihm kein Wort, bis er den Dudelsack ansetzte und das Gans- und Gänserich-Gekreisch anhub.

Der sprach der Priester: „Geh’ mir aus den Augen!“ Aber er tat dem Pfeifer nichts weiter, und der setzte nun den alten Dudelsack an, um dem Priester zu beweisen, dass seine Geschichte wahr sei. Er spielte den Dudelsack und machte eine liebliche Musik.

Von dem Tage an bis zu seinem Tode gab es im Bezirk Galway keinen so guten Dudelsackpfeifer wie ihn.

Diarmid Bawn, der Dudelsackspieler

In einer stürmischen Nacht saß Patrick Burke in der Ecke beim Kamin und rauchte seine Pfeife, ziemlich zufrieden nach der harten Arbeit des Tages; seine zwei kleinen Söhne rösteten Kartoffeln in der Asche, während seine rosige Tochter für ihre Mutter, die auf einem Schemel saß und einen Riß in Patricks alter Joppe flickte, eine Kerze hielt; und Judy, die Magd, sang fröhlich zum Klang ihres Spinnrades, das wundervoll dazu summt, wie der süße Bordunton eines Dudelsacks. Alle wirkten überaus zufrieden und glücklich; denn draußen heulte der Sturm und drinnen saßen sie warm und gemütlich neben dem lodernden Torrfeuer. „Ich dachte gerade“, sagt Patrick, nahm die Pfeife aus dem Mund und schlug mit dem Daumnagel darauf, um die Asche herauszuklopfen, „Ich dachte gerade, daß wir dankbar sein müssen, wo wir in dieser stürmischen Nacht eine so behagliche Hütte haben, denn in meinem ganzen Leben habe ich noch keinen solchen Sturm gehört.“

„Und das ist nicht gelogen, Pat“, sagte seine Frau. „Doch pst! Was habe ich da gehört?“, und sie ließ ihre Arbeit auf ihre Knie sinken und schaute ängstlich zur Tür hinüber. „Möge die Jungfrau uns alle beschützen!“, rief Judy und machte ganz schnell ein Kreuzzeichen vor ihrer Stirn. „Wenn das nicht die Beansí ist!“

„Halt den Mund, du Närrin“, sagte Patrick. „Das ist nur das alte Tor, das vom Wind hin und hergeschlagen wird“, aber kaum hatte er das gesagt, da wurde heftig an die Tür geklopft. Molly begann, ihre Gebete zu murmeln, und Judy ging leise die Heiligen durch, die Kinder versteckten sich hinter dem Ausklappbett, der Sturm heulte lauter und wütender denn je und das Klopfen wurde immer

energischer.

„Pst, pst!“, sagte Patrick. „Was macht ihr denn alle für einen Lärm um nichts. Judy, meine Liebe, kannst du mal nachsehen, wer da an der Tür ist?“, denn, seinem aufgesetzten Mut zum Trotz, war es Pat Burke doch lieber, wenn die Magd die Tür öffnete.

„Was, meint Ihr mich?“, fragte Judy höflich erstaunt. „Und habt Ihr denn vollkommen den Verstand verloren, Mister Burke, oder wollt ihr etwa, dass ich entführt und in ein Pferd verwandelt werde, wie das meinem Großvater passiert ist? – Keinen Schritt würde ich machen, um die Tür zu öffnen, und wenn Ihr ein doppelt so wichtiger Mann wärt, wie Ihr seid, Pat Burke.“

„Dann hüte deine Zunge, und ich öffne selbst.“ Mit diesen Worten erhob sich Patrick und ging fast bis zur Tür. „Wer ist da?“, fragte er und seine Stimme zitterte dabei heftig. „Im Namen des Heiligen Patrick, wer ist da?“ – „Ich bin's, Pat“, antwortete eine Stimme, in der er sofort die des jungen Gutsherrn erkannte. Gleich darauf war die Tür geöffnet, und ein junger Mann trat ein, ein Gewehr in der Hand und eine Hundemeute an den Fersen. „Euer Hochwohlgeboren seien mir herzlich willkommen“, sagte Patrick, der ein sehr höflicher Bursche war, vor allem Höheren gegenüber. „Euer Hochwohlgeboren seien herzlich willkommen, und wenn Ihr die Güte haben wolltet und Euch dazu herabließet, Eure nasse Jacke abzulegen, dann könnte Molly Euch eine nagelneue Decke geben und Ihr könntet Euch vor das Feuer setzen, während Eure Kleider trocknen.“

„Danke, Pat“, sagte der junge Herr und wickelte sich in die angebotene Decke. „Aber warum hast du mich so lange vor der Tür warten lassen?“

„Ach, Ihr müsst wissen, Euer Hochwohlgeboren, das war Judy, sie hatte solche Angst vor dem Guten Volk, und dazu hat sie auch allen Grund, nach allem, was ihrem Großvater widerfahren ist – möge er in Frieden ruhen.“

„Und was war das, Pat?“, fragte der Junker.

„Nun ja, Euer Hochwohlgeboren, Ihr müsst wissen, dass Judy einen Großvater hatte, und das war der alte Diarmid Bawn, der Dudelsackspieler, ein so hübscher Mann, wie man ihn in den fünf Pfarren nur finden kann; und er spielte den Dudelsack so lieblich und ließ ihn so vollkommen sprechen, dass es den Herzen gut tat, ihn zu hören. Hier in diesem Landesteil gab es niemals so einen wie ihn, nicht vor und nicht nachher, außer James Gandsey, das ist der Dudelsackspieler von Lord Headly – Seine hochwohlgeborene Lordschaft ist wirklich ein feiner Herr – und Mr Gandseys Musik ist der Stolz der Seen von Killarney. Aber wie gesagt, Diarmid war Judys Großvater und er hatte einen kleinen Hof in den Bergen gepachtet, und in einer mond hellen Nacht spazierte er über seine Felder, und er

war sehr melancholisch, weil er keinen Tabak hatte, denn seht Ihr, der Fluss war über die Ufer getreten und niemand konnte aufs andere Ufer gelangen, um welchen zu kaufen, und Diarmid wäre lieber ohne Abendbrot zu Bett gegangen denn ohne einen Zug an seiner Pfeife. Und also, Euer Hochwohlgeboren, als er da zu dem alten Fort im letzten Feld kam, was sah er da? – Möge der Herr uns beschützen! – es war eine große Armee des Guten Volkes, gewappnet wie die Dragoner, stellt Euch das vor. „Seit ihr alle bereit?“, fragte ein kleiner Bursche in Generalsuniform an ihrer Spitze. „Nein“, antwortete ein kleiner Wicht, der ganz in Rot gekleidet war, von der Hutspitze bis zu den Stiefelsohlen. „Nein, General“, sagte er. „Wenn Ihr dem Fear Dearg kein Pferd besorgt, muss er daheim bleiben und dann verliert Ihr die Schlacht.“

„Da ist Diarmid Bawn“, sagte der General und zeigte auf Judys Großvater, Euer Hochwohlgeboren. „Mach den zum Pferd.“

Und damit tritt der Herr Fear Dearg vor Diarmid hin, und der, wie Ihr Euch vorstellen könnt, war vor Furcht erstarrt, aber er beschloss, da es doch keinen Ausweg gab, sich nach Kräften zu wehren, und er bekreuzigte sich und sprach einige Gebete, denen nichts Böses widerstehen konnte.

„So, meinst du, das hilft, du Bauerntrottel“, fragte der kleine rote Gnom. „Ich schere mich nicht um dein Gerede oder deine Kreuzzeichen.“ Und ohne weitere Worte schlägt er den armen Diarmid mit der flachen Seite seines Schwertes, und sofort war der in ein Pferd verwandelt und der kleine Fear Dearg hockte auf seinem Rücken.

Und dann flogen sie los, über den weiten Ozean, wie eine Schar von wilden Gänsen, und sie schrien und schnatterten die ganze Zeit, bis sie nach Jamaika kamen, und da kam es zu einem mörderischen Kampf mit dem Guten Volk jenes Landes. Na, das Schlachtenglück war ihnen hold und sie wehrten sich tapfer und hielten stand, bis einer der Männer aus Jamaika mit seinem Schwert einen Schnitt unter Diarmids Auge machte, unter sein linkes, und dann, Sir, konnte der arme Diarmid sich einfach nicht mehr beherrschen und jagte mitten zwischen sie, und der Fear Dearg saß weiter auf seinem Rücken, und Diarmid trat um sich und schlug mit seinem Schweif um sich und und wirbelte umher und drehte sich so schnell um sich selbst, dass er sie bald fast alle zu Boden geworfen hatte, Pferde, Fußsoldaten und Dragoner. So trug Diarmids Armee den Sieg davon, was nur ihm zu verdanken war, und sie feierten und jubelten und gaben Diarmid, dem besten Ross von allen, von allem nur das Feinste.

„Jeder hier soll Diarmid Bawn eine Handvoll Tabak geben“, sagte der General, und das taten sie, und dann flogen sie los, denn es ging auf den Morgen zu,

zurück zu dem alten Fort, und da verschwanden sie wie der Nebel aus den Bergen.

Als Diarmid sich umsah ging gerade die Sonne auf, und er hielt alles für einen Traum, bis er in dem alten Fort einen großen Haufen Tabak sah und spürte, wie das Blut aus seinem linken Auge floss, denn er war ja in der Schlacht verwundet worden und hätte gar sein Leben lassen müssen, wenn da nicht ein Gebet von Father Murphy um seinen Hals gehangen hätte, seit er am Scharlach erkrankt gewesen war; und es hätte ihm wirklich abermals den Scharlach bringen können, dass er die ganze Nacht den kleinen roten Mann auf dem Rücken gehabt hatte, mit Peitsche und Sporen noch dazu. Aber da war nun dieser große Haufen von Tabak, und er hörte eine Stimme, auch wenn er niemanden sehen konnte, die zu ihm sagte: Das alles gehöre ihm, weil er sich in der Schlacht so tapfer verhalten habe, und wann immer der Fear Dearg wieder ein Pferd brauche, werde er ja wissen, wo er ein kluges Tier finden könne, denn er habe niemals ein besseres Roß geritten als Diarmid Bawn. Das hat er gesagt, Sir.“

„Danke, Pat“, sagte der Junker. „Das ist wirklich seine sehr schöne Geschichte, und nun kann ich Judys Angst nur zu gut verstehen. Aber da jetzt der Sturm vorüber ist und der Mond am Himmel leuchtet, mache ich mich wohl besser auf den Heimweg.“ Mit diesen Worten wickelte er sich aus der Decke, zog seine Jacke an und piff seinen Hunden, dann ging er über den Berg davon. Während Patrick in der Tür stand und hinter ihm herrief: „Mögen Gott und die Allerseligste Jungfrau Euch beschützen, Euer Hochwohlgeboren, und Euch vor dem Guten Volk behüten, denn es war in einer Mondnacht wie dieser, dass aus Diarmid Bawn ein Reitpferd für den Fear Dearg gemacht wurde.“

Die wunderschöne Melodie

Maurice Connor war der König, und das ist nicht übertrieben, von allen Dudelsackspielern in Munster. Er konnte Jigs und Planxtys ohne Ende spielen, und Ollistrums Marsch und den Pfiff des Adlers und das Konzert der Henne und seltsame Stücke jeder Art und Sorte. Und er kannte ein Stück, und das war viel überraschender als alles andere, das die Kraft besaß, alles was tot oder lebendig war, zum Tanzen zu bringen.

Wie er das gelernt hatte, weiß ich wirklich nicht, denn er erzählte durchaus niemandem, wie er an diese wunderschöne Melodie gekommen war. Beim ersten Ton fingen die Stiefel an, an den Füßen aller zu zittern, die es hörten – alt oder

jung, das spielte keine Rolle -, und dann legten die Füße los – sie wippten, wippten unter ihnen, und endlich sprangen sie auf und rannten los, sie tanzten wie wild! – sprangen hier, dort und überall herum, wie ein Strohalm im Sturm – es gab kein Halten, während die Musik erklang.

Kein Jahrmarkt, keine Hochzeit, kein Heiligenfest in den sieben Pfarren der Gegend galt als der Rede wert, wenn nicht der „blinde Maurice mit seinem Dudelsack“ dabei war. Seine Mutter, die arme Frau, führte ihn von einem Dorf zum anderen, wie einen Hund.

Unten in Iveragh – einer Gegend, die stolz auf sich sein sollte, denn von dort stammt Daniel O’Connell – drehten Maurice Connor und seine Mutter ihre Runden. Mehr als jede andere ist Iveragh eine Gegend mit stürmischer Küste und steilen Bergen, ein so geeigneter Ort wie kaum ein anderer in Irland, um zu ertrinken oder sich an Land den Hals zu brechen, wenn man das vorzieht. Aber wie dem auch sei, in der Bucht von Ballinskellig gibt es ein Stück Land, das für ein Fest nur zu geeignet ist, und von dort führt ein glattes, sauberes Stück Sand zum Wasser hinab – das perfekte Bildnis einer ruhigen Sommersee in einer Mondscheinnacht, in der sich die Wellen nur ganz fein kräuseln.

Hierher hatte Maurices Musik aus allen Dörfern eine Menge junger Männer und junger Frauen gelockt – ach, wie waren sie reizend! -, denn nicht jeden Tag wurde der Strand von Trafraska von der Stimme eines Dudelsacks belebt. Der Tanz ging los, und nur selten wurde so ein schöner Rincefada getanzt. „Feine Musik“, sagten alle, und „gut gemacht“, als Maurice aufhörte.

„Möge dein Ellbogen niemals an Kraft verlieren, Maurice, und dein Blasebalg immer guten Wind haben“, rief Paddy Dorman, ein buckliger Tanzmeister, der für Ordnung sorgen sollte. „Es wäre eine Schande“, sagte er, „wenn wir den Dudelsackspieler nach solcher Musik auf dem Trockenen sitzen lassen wollten, es wäre eine Schande für Iveragh, wie es seit der Woche mit den drei Sonntagen keine mehr gegeben hat.“ Und wie es seine Art war, denn er war ein Mann, der wusste, was sich gehört, fragte er: „Trinkt Ihr, Musicus?“

„Zu gern“, antwortete Maurice, was kein Wunder war, denn nie hat man von einem Dudelsackspieler oder Schulmeister gehört, der ein Glas abgelehnt hätte.

„Was wollt Ihr trinken, Maurice?“, fragt Paddy.

„Ich bin nicht so anspruchsvoll“, sagt Maurice, „ich trinke alles und danke Gott dafür, abgesehen von *rohem* Wasser, aber wenn es Euch nichts ausmacht, Mister Dorman, dann gebt mir doch bitte ein Glas Whiskey.“

„Ich habe kein Glas, Maurice“, rief Paddy. „Ich habe nur die Flasche.“

„Das soll kein Hindernis sein“, antwortete Maurice. „Mein Mund kann gerade ein

Glas enthalten, ich habe es oft genug ausprobiert, das könnt Ihr mir glauben.“

Also vertraute Paddy Dorman ihm die Flasche an - der Narr, das ging auf seine Kosten, er stellte fest, dass in Maurices Mund zwar vielleicht nur für ein Glas auf einmal Platz genug war, aber weil er ein Loch in der Kehle hatte, konnte er ihn immer wieder füllen.

„Das war gar kein schlechter Whiskey“, sagte Maurice und gab ihm die leere Flasche zurück.

„Beim heiligen Frost“, sagte Paddy, „jetzt ist kein Trost mehr in der Flasche, und wir müssen Euch glauben, dass es guter Whiskey war, denn Ihr habt uns keine Kostprobe mehr übrig gelassen“, und das hatte Maurice wirklich nicht.

Ich brauche nun wohl keinem Herrn und keiner Dame von gesundem Menschenverstand zu erzählen, wenn sie eine ehrliche Flasche Whiskey auf einen Zug leeren, dann ist das nicht dasselbe wie bei einer Flasche Wasser, und in meinem ganzen Leben habe ich nicht mehr als fünf Männer gekannt, die das schafften, ohne vom Alkohol umgeworfen zu werden. Maurice Connor gehörte nicht zu diesen fünf, auch wenn er einen durchaus harten Kopf hatte – er war ganz schön beschwipst. Nun soll aber niemand denken, ich machte ihm deswegen Vorwürfe; so etwas kann manchem braven Mann passieren, und doch stimmt das Sprichwort: „Wo der Suff einfährt, fährt der Verstand aus“, und wutsch, im selben Atemzug, noch ehe ihr „Gott schütze uns“ hättet sagen können, schmetterte er seine wunderschöne Melodie.

Der Tanz nun war nicht zu beschreiben und nicht zu glauben. Maurice selbst konnte nicht still halten, er taumelte bald auf dem einen Bein umher, bald auf dem anderen, wie ein Schiff bei rauhem Seegang, um sich der Melodie anzupassen. Seine Mutter war auch dort, sie bewegte ihre Knochen so leicht wie das jüngste Mädchen von allen; aber ihr Tanz, und auch der der anderen, hat keine Erwähnung verdient im Vergleich dazu, was unten am Strand vor sich ging. Jeder Zoll von Boden dort war bedeckt mit allen möglichen Fischen, die zur Musik sprangen und zappelten, und immer mehr und mehr kamen aus dem Wasser, bezaubert von der wunderschönen Melodie. Riesengroße Krebse wirbelten mit der Geschicklichkeit eines Tanzmeisters auf einer Schere herum und drehten und schwenkten ihre anderen Scheren wie Glieder, die ihnen gar nicht gehörten. Es war ein umwerfender Anblick. Aber vielleicht habt ihr von Father Florence Conry gehört, einem Franziskaner und einem großen irischen Poeten, bolg an dána, so wurde er genannt – ein Sack voller Gedichte. Wenn nicht, so war er ein reizender Mann, mit dem man an einem heißen Sommertag gern einen trinkt; und er hat so schöne Reime über die tanzenden Fische

gemacht, dass es tausendmal eine Schande wäre, euch diese Verse nicht vorzutragen, und deshalb folgt hier mein Versuch, sie ins Englische zu überführen:

Der große Seehund tanzt heran,
wie eine Welle im Ozean.
Der gichtige grimmige Kugelfisch
tanzt wie ein Teufelchen auf einem Tisch,
Krebse, Krabben, Hummer
hüpfen um und ummer.
Zu den süßen Klängen drehen sich viele Mal',
Frau Kabeljau und ihr dicker Gemahl,
doch alsdann:
Dürrer Fisch und runder
hüpfen gleichfalls munter.

Petersfische trippeln fürbaß
Korallenwächter spritzen sie naß
als ob sie alle schweben.
Makrelen beim Abheben
wie kleine Regenbögen
jagen dem Himmel entgegen.

Witting und Dorsch, die kichern leise,
drehen sich auf Meeresweise,
tanzen immer weiter.
Selbst Herr Rochen Plattgesicht
sich hier unter die Schollen mischt,
alle springen heiter.

Heringe und Sprotten
sollt ihr nicht verspotten,
sie sind die Ballerinen.
Der Lengfisch' kecke Schar,
die man sonst selten sah,
sind en masse erschienen.

Die Austern und die Muscheln
sieht man hier tanzend kuscheln,
und dabei Schalen schwenken.
Was die Felsen dazu sagen,
die hier aus den Fluten ragen,
könnt ihr euch ja denken.

Niemals hat es auf dieser Welt einen solchen Tumult gegeben, nicht vorher und nicht nachher, Himmel und Erde schienen sich zu begegnen, und das alles wegen Maurice Connors wunderschöner Melodie!

Und mitten in dem ganzen Getümmel, da tanzte doch tatsächlich unter dem wundersamen Wirrwarr aus Fischen eine junge Frau – so schön wie die Morgendämmerung! Sie trug einen spitzen Hut und darunter fielen ihre langen grünen Haare – die die Farbe des Meeres hatten – herab, ohne sie beim Tanz zu stören. Ihre Zähne waren wie eine Perlenschnur, ihre Lippen sahen aus wie rote Korallen; und sie trug ein elegantes Kleid, so weiß wie der Schaum auf den Wellen, mit kleinen Bordüren aus lila und rotem Seetang; denn man hat noch nie eine Dame gesehen, weder unter Wasser noch darüber, die nicht sehr gut gewusst hätte, was ihr gut steht.

Am Ende tanzte sie auf Maurice zu, der seine Füße so schnell bewegte wie er spielte – denn nichts auf der Welt konnte stillhalten, so lange diese Melodie erklang –, und dann sagt sie zu ihm, sie singt es mit einer honigsüßen Stimme:

Ich bin eine Dame von Ehren
Und lebe in den Meeren
Maurice Connor, komm heran,
sei mein Unterwassermann,
Silberteller und Schüsseln aus Gold,
bekommst du, denn ich bin dir hold,
ich mach dich zum König über die Fisch',
und teile mit dir Bett und Tisch.

Maurice war noch immer arg beschwipst, und nun sang er auch, als Antwort auf ihren schmeichelhaften Antrag. Nicht jede Dame würde vielleicht einem blinden Dudelsackspieler einen solchen Antrag machen, deshalb war es nur richtig, dass er ebenso galant antwortete, und daher sagt Maurice:

Ich bin Euch sehr verbunden, schöne Frau,
und von goldenen Schüsseln, das weiß ich genau,
wäre ich König und wären sie mein,
würd' ich ein fröhlicher Esser sein.
Und Eures Vaters Töchterlein,
sollte dann meine Liebste sein,
aber Salzwasser in meinem Glas,
nichts mundet mir weniger als das.

Die Dame musterte ihn voller Erstaunen und schüttelte langsam ihren Kopf wie eine große Gelehrte. „Nun ja“, sagt sie. „Maurice, wenn du kein Poet bist, wo sollte man dann Poesie finden können?“

So machten sie weiter, sie tauschen gewaltige Komplimente aus, antworteten sich gegenseitig und ihre Füße bewegten sich zur Musik so rasch wie ihre Zungen. Alle Fische tanzten ebenfalls weiter; Maurice hörte den Lärm und hatte Angst, mit Spielen aufzuhören, falls es den Fischen mißfiel, und da er nicht wußte, was diese Massen ihm wohl antun könnten, wenn er ihren Unwillen erregte.

Nun gut, die Dame mit den grünen Haaren umschmeichelte Maurice weiter mit süßen Reden, bis sie ihn am Ende überreden konnte, sie zu heiraten und König der Fische zu werden, der großen wie der kleinen. Maurice war zu ihrem König wie geschaffen, wenn sie einen wollten, der sie zum Tanzen bringen könnte, und er würde sicher mit jedem Fisch trinken, so lange es kein Salzwasser wäre.

Als Maurices Mutter ihn sah, mit diesem unnatürlichen Wesen in Gestalt einer grünhaarigen Dame an seiner Seite, während er und sie so verliebt zum Wasser hintanzten, rief sie ihm zu, er solle anhalten und zurückkommen. „Ach“, sagte sie, „als ob ich nicht schon Witwe wäre, so will er mich auch noch verlassen und diese schuppige Frau heiraten. Und wer weiß, bald werde ich dann die Großmutter eines Seehechts oder eines Kabeljaus, - der Herr möge mir beistehen und Erbarmen mit mir haben, das ist einfach unnatürlich! -, und am Ende koche und esse ich dann mein Enkelkind, mit gesalzener Butter, und weiß es nicht einmal. Ach, Maurice, Maurice, wenn du noch eine Spur von Liebe oder Anstand besitzt, dann komm zurück zu deiner alten Mutter, die dich zu einem anständigen Christenmenschen erzogen hat.“

Dann fing die arme Frau an zu weinen und zu wehklagen, und es hätte allen eine Lehre sein können, sie zu hören.

Maurice hatte das Wasser schon fast erreicht, dort spielte und tanzte er weiter, als ob nichts vorgefallen wäre, und eine große donnernde Welle kam auf ihn zu und wollte ihn bei lebendigem Leibe verschlingen, aber da er sie nicht sehen konnte, fürchtete er sie auch nicht. Seine Mutter dagegen sah die Welle deutlich durch die großen Tränen, die über ihre Wangen liefen: durch diese sah sie es, und ihr Herz litt so sehr wie je einer Mutter Herz um ihren Sohn gelitten hat, und sie tanzte weiter und weiter, als ob es ihr Leben gölte. Aber sie konnte ja auch nicht anders, denn Maurice hörte einfach nicht auf, seine wunderschöne Melodie zu spielen.

Er drehte nur ein verärgertes Ohr in die Richtung, aus der er die Stimme seiner Mutter hörte, und fürchtete, sie könnte ihn aus dem Takt bringen, und die einzige Antwort, die er ihr gab, war:

„Seid still, Mutter, ich werde der König der Fische drunten im Meer, und als Zeichen meines Glücks und dafür, dass ich gesund und munter bin, werde ich Euch alle zwölf Monate ein Stück verbrannten Holzes nach Trefraska senden.“ Mehr konnte Maurice nicht sagen, denn die wundersame Dame mit den grünen Haaren sah die Welle genau vor ihnen und bedeckte ihn und sich mit einer Art Umhang mit einer großen Kapuze, und die Welle, die zweimal so hoch wie ihre Köpfe aufragte, brach sich am Strand, mit einem Tosen und einem Dröhnen, das sicher noch auf Cape Clear zu hören war.

Auf den Tag genau zwölf Monate später wurde am Strand von Trafraska ein Stück verbranntes Holz angeschwemmt. Es war eine seltsame Idee von Maurice, es den ganzen Weg vom Meeresboden hochzusenden. Ein Kleid oder ein Paar Schuhe wären doch ein besseres Geschenk für seine arme Mutter gewesen, aber er hatte es angekündigt und er hielt sein Wort. An diesem Tag nun kam in jedem Jahr das Stück verbrannten Holzes, für hundert Jahre und sogar noch mehr. Dieser Tag ist jetzt vergessen, und vielleicht heißt es deshalb, dass Maurice Connor seiner Mutter das Glückspfand nicht mehr schickt. Die arme Frau, sie hat nicht ein einziges Stück Holz bekommen, denn der Verlust von Maurice und die Angst, ihre eigenen Enkelkinder zu essen, brachte sie drei Wochen nach dem Tanz ins Grab – manche sagen, die Anstrengung sei ihr Tod gewesen, aber wie auch immer, Mrs Connor wurde anständig bei ihren eigenen Leuten begraben.

Seefahrer haben in stillen Nächten vor der Küste von Kerry oft Musik gehört, die aus dem Wasser kam, und einige, die gute Ohren besitzen, konnten deutlich Maurice Connors Stimme hören, der zu seinem Dudelsack sang:

Mit deinem weiten Ufer, du lieblicher Strand,
Deinem kristallinen Wasser und deinem diamantenen Sand,
ich habe dich nur aufgegeben,
um bei der schönen Dame zu leben.

Die Elfen in Schottland

Vor ungefähr zweihundert Jahren lebten in Strathspey zwei Männer, die für ihr wunderschönes Geigenspiel bekannt waren. Einmal gingen sie zur Weihnachtszeit nach Inverness, um ihre Kunst auszuüben. Sie suchten sich ein Quartier, gaben ihre Ankunft bekannt und boten ihre Dienste an. Bald kam ein alter Mann, von ehrwürdigem Aussehen, mit grauen Haaren und Runzeln im Gesicht und angenehmen und höflichen Manieren. Sie begleiteten ihn und kamen an die Tür eines seltsamen Hauses; es war Nacht, aber sie sahen sofort, daß das Haus in keinem ihnen bekannten Landesteil stand. Es sah aus wie ein Tomhan in Glenmore. Die freundliche Einladung und das Klirren von Geld besiegten ihre Hemmungen, und ihre Angst verflog angesichts der prachtvollen Gesellschaft, in die sie eingeführt wurden. Die wunderbarste Musik erregte endlose Freude und Kurzweil, und der Boden bebte unter den Füßen der Tanzenden. Beide Männer verbrachten die Nacht auf die angenehmste Weise und nahmen dann Abschied, überaus zufrieden mit der freundlichen Aufnahme, die ihnen zuteilgeworden war. Aber groß war ihr Staunen, als sie diese seltsame Wohnstatt verließen und dann feststellten, daß sie aus einem Hügel kamen und daß alles, was noch am Vortag frisch, neu und prachtvoll ausgesehen hatte, jetzt in Trümmern lag und vom Alter gezeichnet war; während sie zugleich seltsame Veränderungen in Kleidung und Verhalten der vielen Neugierigen entdeckten, die ihnen voller Staunen und Verwunderung folgten. Endlich kamen alle überein, daß die beiden Musikanten bei den Bewohnern von Tomnafurich gewesen sein mußten, wo sich die Elfen der Gegend zu versammeln pflegten. Ein alter Mann, der von der Menschenmenge angelockt worden war, rief, als er diese Geschichte hörte: „Ihr seid die beiden Männer, die bei meinem Urgroßvater nächtigen sollten, und die, wie damals angenommen wurde, von Thomas dem Reimer weggelockt wurden. Eure Freunde haben sehr um Euch getrauert, aber in den hundert Jahren, die seither vergangen sind, sind Eure Namen in Vergessenheit geraten.“ Die beiden Männer, erstaunt von dem Wunder, das Gott da gewirkt hatte, gingen, da Sonntag war, in die Kirche, dort lauschten sie eine Weile dem Läuten der

Glocken, und als der Pastor vor den Altar trat, um für seine Gemeinde das Evangelium zu verlesen, zerfielen sie beide gleich bei seinem ersten Wort zu Staub.